

aber erst an Kocher und Tauber. HARTLAUB teilte MÖRIKES Passion für erdverkrustete Terebrateln und Encriniten, für Myophoria und Plagiostoma. Steinschwere Pakete, kauzige Musterkärtchen, Fachbücher und akribisch exakte Zeichnungen wurden ausgetauscht. Zum ersten und einzigen Mal sehen wir MÖRIKE hier als Systematiker. In den Steinbrüchen entlang der Hessenthaler Straße bei Steinbach und Rieden sowie in der Wettbachklinge entdeckte er die ergiebigsten Fundstätten. Hier stieg er, Geologenhammer, Meißel und Abendbrot in der Tasche, *die steinichte Kluft zwischen herbstlichem Gesträuch hinauf. Das sind meine köstlichsten Stunden.*

Eine echt mörikesche Eulenspiegelei blitzt in dem Dialog eines Musterkärtchens an HARTLAUB vom 13. September auf. EDUARD kommt von einem Spaziergang zurück:

Du, jetzt hab ich endlich den Stein der Weisen entdeckt. – Klärchen: So! Das könnten wir brauchen. Was ist's denn? – Es ist der Obsidian. Da, lies nach im Walchner! – Warum ist er denn aber der Stein der Weisen? – Weil er mit seinem Namen schon das Prinzip aller Weisheit predigt: Die Selbsterkenntnis.

Klärchen besinnt sich und begreift dann lachend die

schwäbische Variante des Erkenne dich selbst: – O – bsi – di – an!

Trotz der charaktervollen alten Stadt und der ergiebigen Petrefaktengründe ringsum, trotz der Bekanntschaft mit dem Historienmaler FERDINAND ALEXANDER BRUCKMANN, der MÖRIKE später wahrscheinlich noch porträtiert hat, hielt es die Geschwister nur ein halbes Jahr in Hall. Das Klima im Kochertal erwies sich als zu rau. Im Haushaltungsbuch häuften sich Arzthonorare, Apothekerrechnungen, Ausgaben für Pflaster und Tropfen. Auch das Solbad, das bis zum 8. Juli immerhin 26 Mal mit jeweils 18 Kreuzern zu Buch schlug, half nichts.

Am 25. September schrieb MÖRIKE nach Wermutshausen, man werde Hall doch wohl quittieren und wieder auf die Landkarte schauen müssen. Das sonnigere Mergentheim, das man vorher wegen der Freifrau von HÜGEL hatte geglaubt meiden zu müssen, lockte. Am 21. Oktober verzeichnet das Haushaltungsbuch eine Reise nach Wermutshausen und Mergentheim; der Hausvermieter FUCHS erhielt dort 1 Gulden Haftgeld. Acht Tage darauf ging es über Langenburg wieder zu HARTLAUB und am 1. November 1844 zogen die MÖRIKES in Mergentheim ein.

Die Kirchenfamilie der Komburgen

Eberhard Hause

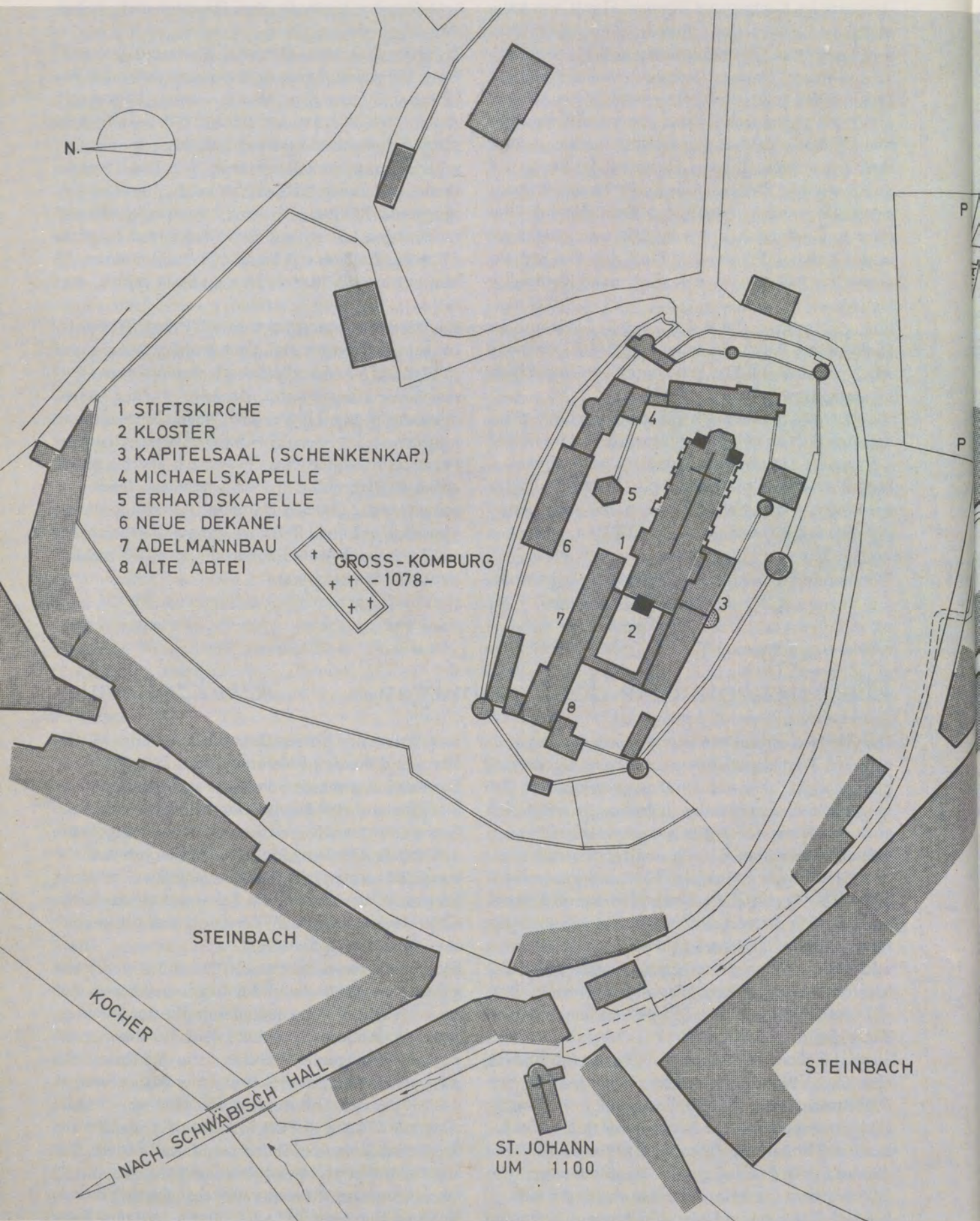
Der Mensch ist bekanntermaßen ein Zoon politicon, ein Gemeinschaftswesen. Diese Eigenschaft tut sich nicht nur in seinem Bestreben kund, in Gemeinschaften zusammen zu leben; sie zeigt sich auch von alters her in der Tatsache, daß er die den Göttern geweihten Bauten analog den menschlichen Siedlungen zu sakralen Bereichen zusammenfaßte. Die ägyptischen Pyramiden standen ebenso wenig wie die von Altamerika oder die Tempeltürme Mesopotamiens vereinzelt da. Sie bildeten mit anderen Sakralbauten ganze Gruppen von Gebäuden unterschiedlicher Zweckbestimmung. Delphi und Olympia waren Tempelbezirke, die neben Tempeln aus Schatzhäusern, Memorialbauten, Sportanlagen und auch einem Theater bestanden. Das Christentum setzte diese Gepflogenheit fort. Hier spricht man von Kirchenfamilien. Schon die altchristlichen Basiliken Konstantins d. Gr., St. Johann im Lateran, St. Peter im Vatikan, die Kirchen, die der Kaiser im Heiligen Land stiftete usw., umfaßten neben der Hauptkirche ein Baptisterium, kleinere Kapellen und Memorialbauten. Genau so

war das bei den großen Bischofskirchen des Mittelalters und bei den Klöstern.

Die Komburg machte da keine Ausnahme. Auch hier entstand eine Kirchenfamilie, als sie von einer Grafenburg in ein Benediktinerkloster umgewandelt wurde. Der Vorgang, der sich hier um das Jahr von Canossa abspielte, steht in damaliger Zeit nicht vereinzelt da. In unserem Fall geschah das zwar nicht ohne familiären Widerstand, aber die kirchliche Richtung siegte.

Die Grafen von KOMBURG-ROTHENBURG waren begütert und durchaus in der Lage, zusammen mit anderen Stiftern eine bedeutende Klosteranlage zu erstellen. Außerdem gesellten sich zu ihnen zwei weitere vermögende Wohltäter, die das Unternehmen wesentlich förderten und daher zu den Stiftern des Klosters gezählt werden. Der eine war der Ministeriale WIGNAND VON KASTELL, der im Dienste des Erzbischofs von Mainz stand, der andere Abt HERTWIG, dessen Herkunft unbekannt ist.

Die Stiftergruppe bestand zunächst einmal aus vier Brüdern der Grafenfamilie, deren ältester, EME-







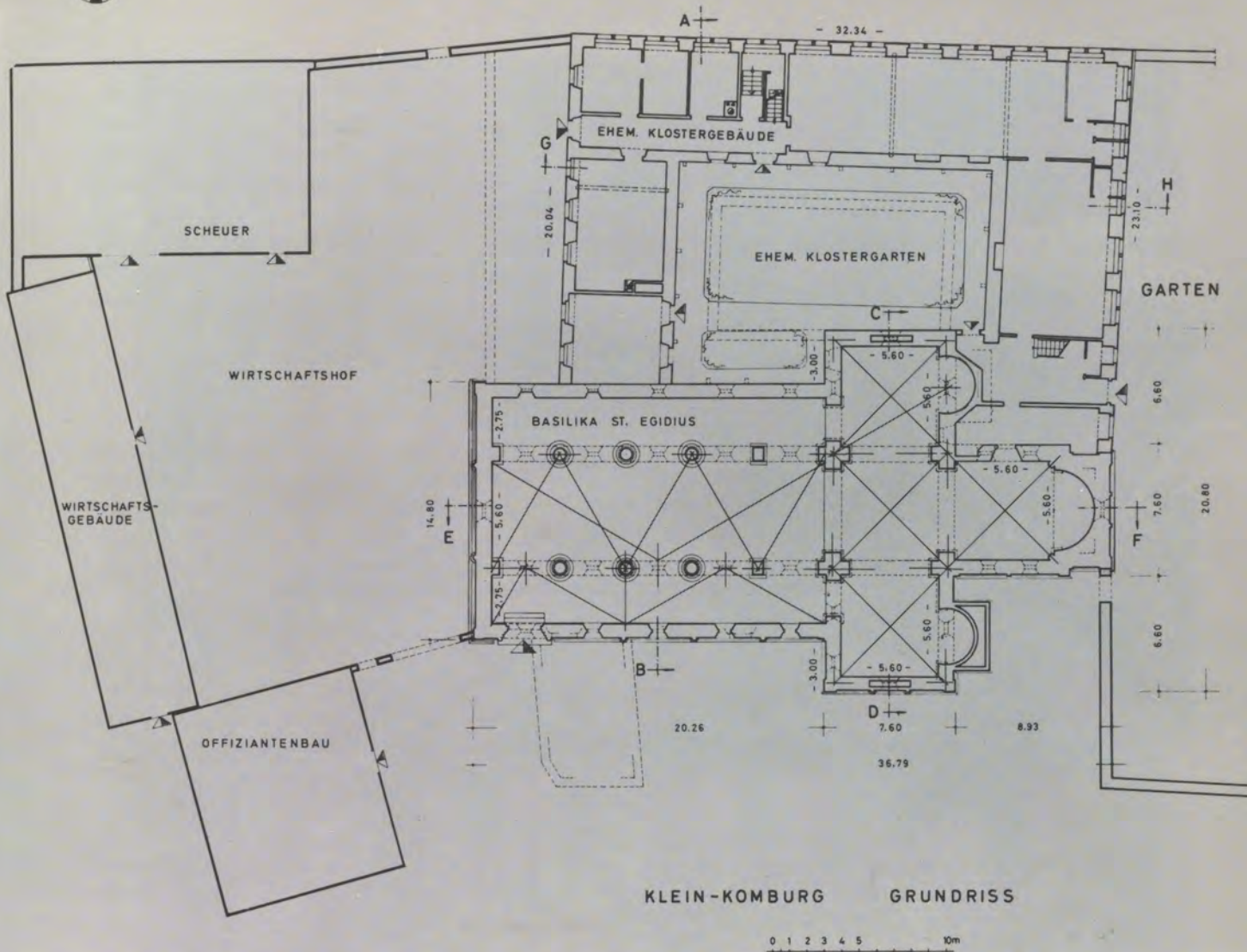


Abb. 3: Grundriß der Kleinkomburg.

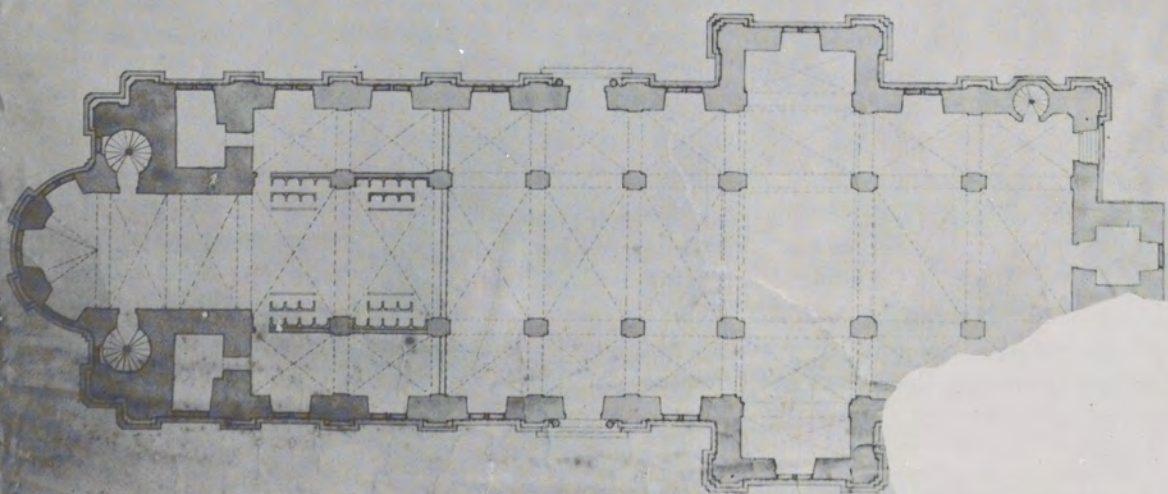
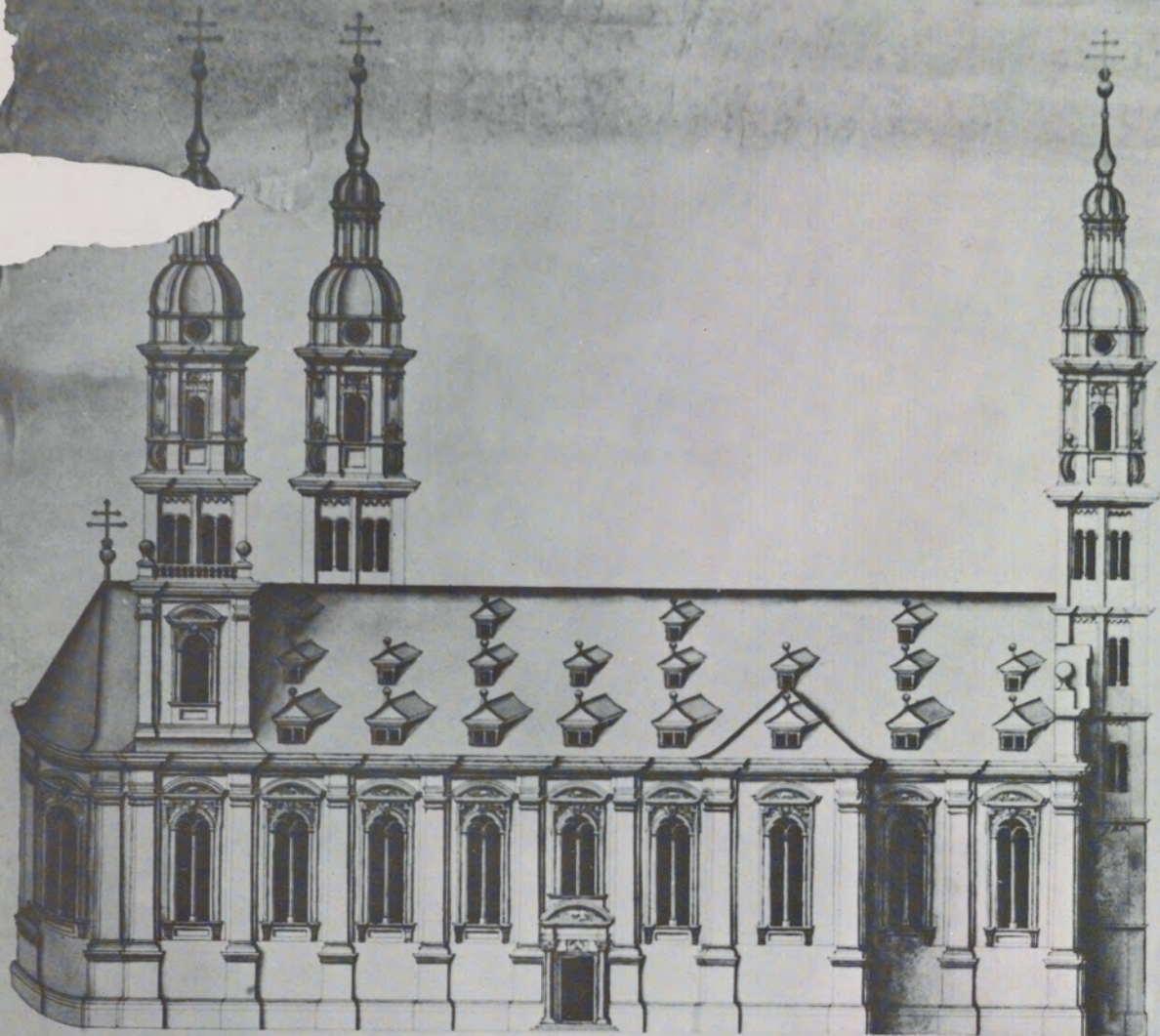
HARD, etwa um 1040 geboren, Bischof von Würzburg war und 1105 starb. Ihm folgte BURKHART, Herr auf Komburg, der Initiator der Klosterstiftung, der 1098 unverheiratet starb und dann RUGGER als dritter, der um 1095 bei einem Zug ins Heilige Land umkam. Er war verheiratet, hatte aber keine Nachkommen. Mit großem Abstand folgte als letzter HEINRICH. Um 1065 geboren, war er sicher ein Stiefbruder der anderen Drei, die um die 20 Jahre älter waren als er. In den beiden Jahrzehnten nach 1095 spielte er eine maßgebliche politische Rolle im Kochergau, stiftete 1108 die Kleinkomburg und starb 1116 mit etwa 50 Jahren. Seine Ehe mit GEBa von Mergentheim blieb kinderlos. Mit ihm ging das Geschlecht der Grafen zu KOMBURG-ROTHENBURG zu Ende.

Abb. 1: Lageplan der Komburg (Seite 108/109).

Abb. 2: Die türmereiche Großkomburg (Seite 110).

Altersmäßig gehört in die Gruppe der drei älteren Brüder der zweite Stifter der Komburg, Herr WIGNAND VON KASTELL. Hochbegütert verteilte er sein Vermögen auf die Klöster St. Alban in Mainz, St. Peter-Paul in Hirsau und St. Nikolaus-Maria auf Komburg. Gegen Ende seines Lebens soll er sich von Frau und Töchtern getrennt haben, um als Konventuale in die Abtei Groß-Komburg einzutreten. Er starb um 1105, spätestens 1109.

In die Kunstgeschichte eingegangen ist Abt HERTWIG, eine bedeutende und künstlerisch aktive Persönlichkeit, die über dreißig Jahre dem Kloster als dessen dritter Abt vorstand und um 1138 gestorben ist. Genaue Daten seines Lebens sind nicht bekannt. Ihm verdanken die beiden Komburgen das meiste, was sie an mittelalterlicher Kunst besaßen und besitzen. Sein Werk ist weitgefächert und umfaßt, wenn auch mit unterschiedlicher Sicherheit nachweisbar, folgende Objekte:



die St.-Ägidius-Kirche auf Kleinkomburg
 die St.-Michaels-Kapelle auf Großkomburg
 den Komburger Kronleuchter
 das Komburger Antependium
 das Komburger Epistolar (Württ. Landesbibliothek Stuttgart)
 den Kapitelsaal mit steinernem Lesepult
 die Komburger Stuckornamentik (Reste)
 zwei steinerne Weihwasserbecken
 ein Komburger Altarkreuz (urkundlich)
 ein Kleinkomburger Frontale (urkundlich)
 die Kleinkomburger Chorausmalung
 die Wasserleitung für Großkomburg (Reste)
 eine Kocherbrücke (urkundlich)
 eine Orgel in Konstanz (urkundlich)
 eine Orgel in Petershausen (urkundlich)
 eine Metallgießerei auf Komburg (vermutet)
 eine Malerschule auf Komburg (vermutet).

Die *Großkomburg* stellt eine axiale Klosteranlage dar, was besagen soll, daß Kirche und Kloster hintereinander auf der Mittelachse der Kirche, also auf einer Ost-West-Achse angelegt sind. Für diese Anordnung gibt es einige wichtige Beispiele, so in Fulda, Lorch, St. Peter in Rom, aber sonst ist sie im Mittelalter selten anzutreffen. Hier sei eingeflochten, daß die Axialanlage im Barockzeitalter gerade bei den Benediktinern eine bedeutende Rolle spielte (man denke nur an Ottobeuren). Der Normalfall, wie ihn der Musterplan von St. Gallen (um 825) darstellt, ist der, daß die Klostergebäude flankierend an die Nord- oder Südseite der Kirche anschließen. Wenn auch im Fall der Großkomburg angenommen werden kann, daß die langgestreckte Form des Bergrückens der Anlaß für die axiale Anlage war, so kann doch nicht ausgeschlossen werden, daß hier eine betonte Reverenz vor Rom und hierarchische Ambitionen in diese repräsentative Disposition hineinspielten. Das Kloster wurde 1078 gestiftet, die Kirche den beiden Schutzpatronen Nikolaus und St. Maria 1088 geweiht. Sie war eine doppelchörige flachgedeckte Pfeilerbasilika mit westlichen Querhausarmen, die, ziemlich unorganisch angehängt, in der Optik des Hauptschiffes kaum zur Wirkung kamen (Abb. 6). Der dem hl. Nikolaus geweihte Hauptchor lag nach dem römischen Vorbild von St. Peter im Westen bei der Klausur in dem mächtigen Turmbau, der auch die Brunnenstube enthält; eine seltsame, aber sinnreiche Anordnung. Der östliche Gegenchor, der Marienchor, stand über der Krypta, die inzwischen als Ruine wieder

freigelegt und zugänglich gemacht ist. Ob die Ostpartie von allem Anfang an mit Türmen ausgestattet war, ist nicht mehr feststellbar, aber durchaus möglich. Die beiden herrlichen Chorseitentürme der Ostpartie stammen aus dem 13. Jahrhundert und ergeben mit dem damals aufgestockten Westturm einen prächtigen Dreiklang und das Wahrzeichen der Komburg. Merkwürdigerweise wird der Name des Erbauers, des Abtes HEINRICH (1231–1262), in dessen über dreißigjährige Regierungszeit der Ausbau der Klosterkirche und auch der Bau der originellen Erhardskapelle fällt, niemals erwähnt, obgleich diese zweite Bauperiode der Hohenstaufenzeit durchaus bedeutend war.

1488 wurde das Kloster in ein adliges Chorherrenstift, in ein sogenanntes Ritterstift umgewandelt. Die Klosterkirche wurde Stiftskirche. Als der Würzburger Baumeister JOSEF GREISING 1707 daranging, die alte Basilika niederzureißen und die neue Hallenkirche zu erstellen, beabsichtigte er, die drei romanischen Türme zu belassen, sie aber im Stil seiner Zeit zu erhöhen und abzuschließen, wie es die Türme von Schöntal zeigen. Der Plan ist vorhanden, aber die Ausführung unterblieb glücklicherweise, wie wir heute sagen, auch wenn anerkannt werden muß, daß das GREISINGsche Turmprojekt eine interessante und gelungene Lösung erbracht hätte (Abb. 9). Die alte Klosterkirche trug alle Züge süddeutscher Bautradition, doch kann von einem Einfluß des Hirsauer Modells noch keine Rede sein. Das ist verständlich, denn St. Peter-Paul in Hirsau wurde bei etwa gleichzeitigem Baubeginn erst 1091, drei Jahre nach der Fertigstellung von St. Nikolaus, geweiht.

Zur Kirchenfamilie der Großkomburg gehören bzw. gehörten:

St. Nikolaus-Maria als Klosterkirche
 die Michaelskapelle über dem Torbau
 die Erhardskapelle als Totenkapelle
 die Schenkenkapelle im Kapitelsaal
 die Abtskapelle im Adelsmannbau (?)
 die Marienkapelle der Klausur (abgebrochen)
 die Krypta in der Klosterkirche
 die Kleinkomburger Kirche St. Ägidius.

Von diesen Familienmitgliedern verdient die Erhardskapelle als Totenkapelle, Beinhaus oder Kärner (wie man im Österreichischen sagt), deshalb besondere Beachtung, weil ihr Aufbau sehr reizvoll und ihr Grundriß sechseckig ist. Damit gehört sie zu den seltenen Zentralbauten, auch wenn sie in unserer Gegend damit nicht allein steht. Die alte Ritterstiftskirche in Wimpfen, Vorgängerin der

Abb. 4: Großkomburg im 18. Jahrhundert.

heutigen gotischen Kirche, war ebenfalls ein sechseckiger Zentralbau, der zur Erbauungszeit der Erhardskapelle noch stand.

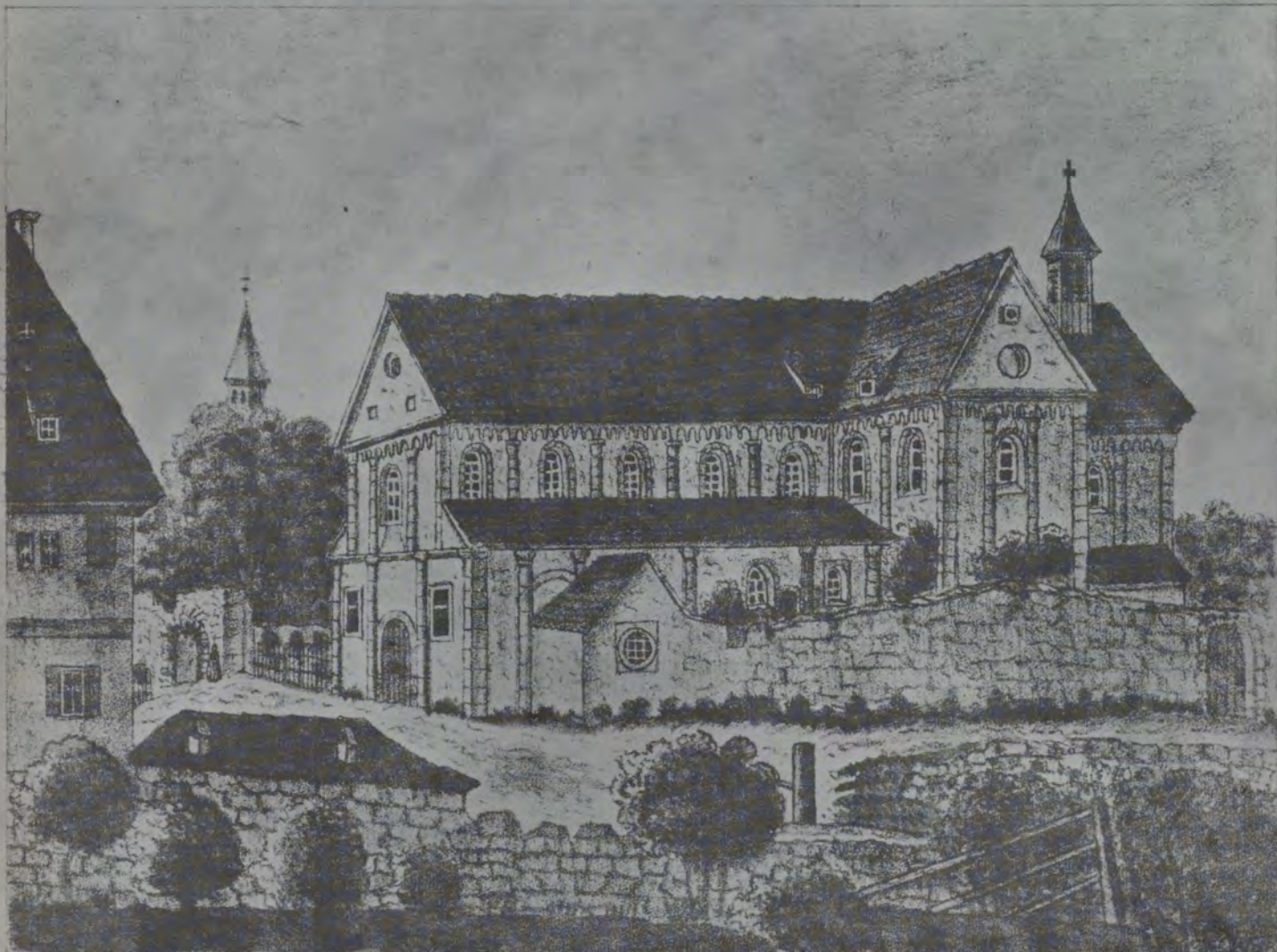
Die Michaelskapelle über dem Torbau ist eine schöne und malerische Baugruppe, bietet aber als Raum ebensowenig wie die anderen Familienmitglieder. Abgesehen von der Erhardskapelle handelt es sich durchweg um einfache rechteckige Räume ohne irgendwelche architektonische Ausgestaltung.

Ganz anders die St.-Ägidius-Kirche auf Kleinkomburg. Dieser interessante Bau wurde 1108 begonnen, also zwanzig Jahre nach der Weihe des Nikolausmünsters. Ihr Konsekrationsdatum und ihr Konsekrator sind unbekannt. Die Weihe könnte um 1115 erfolgt sein. Weist St. Nikolaus stilistisch auf

Würzburg, was schon aus den bestehenden verwandtschaftlichen Beziehungen verständlich ist, so wäre St. Ägidius ohne Hirsau nicht denkbar.

Hirsau hat zwei Kirchenruinen hinterlassen, deren eine, St. Aurelius, den herrschaftlichen Typ der ottonischen Basilika mit dem sächsischen Ostwerk einschließlich schwerem Vierungsturm und mit der oberrheinischen Doppelturmfassade nach dem Vorbild von Straßburg darstellt, erbaut in den Jahren 1059 bis 1071. War St. Aurelius ursprünglich eine Pfeilerbasilika, so wurde St. Peter-Paul, das ureigenste Werk des bedeutenden Abtes WILHELM (1069–1091), als Säulenbasilika begonnen und 1091 kurz vor dem Tode seines Erbauers geweiht. Auch St. Peter-Paul ist aus deutscher Tradition gewachsen, und die gewaltige Klosterruine in Limburg a.

Abb. 5: Kleinkomburg im 19. Jahrhundert.



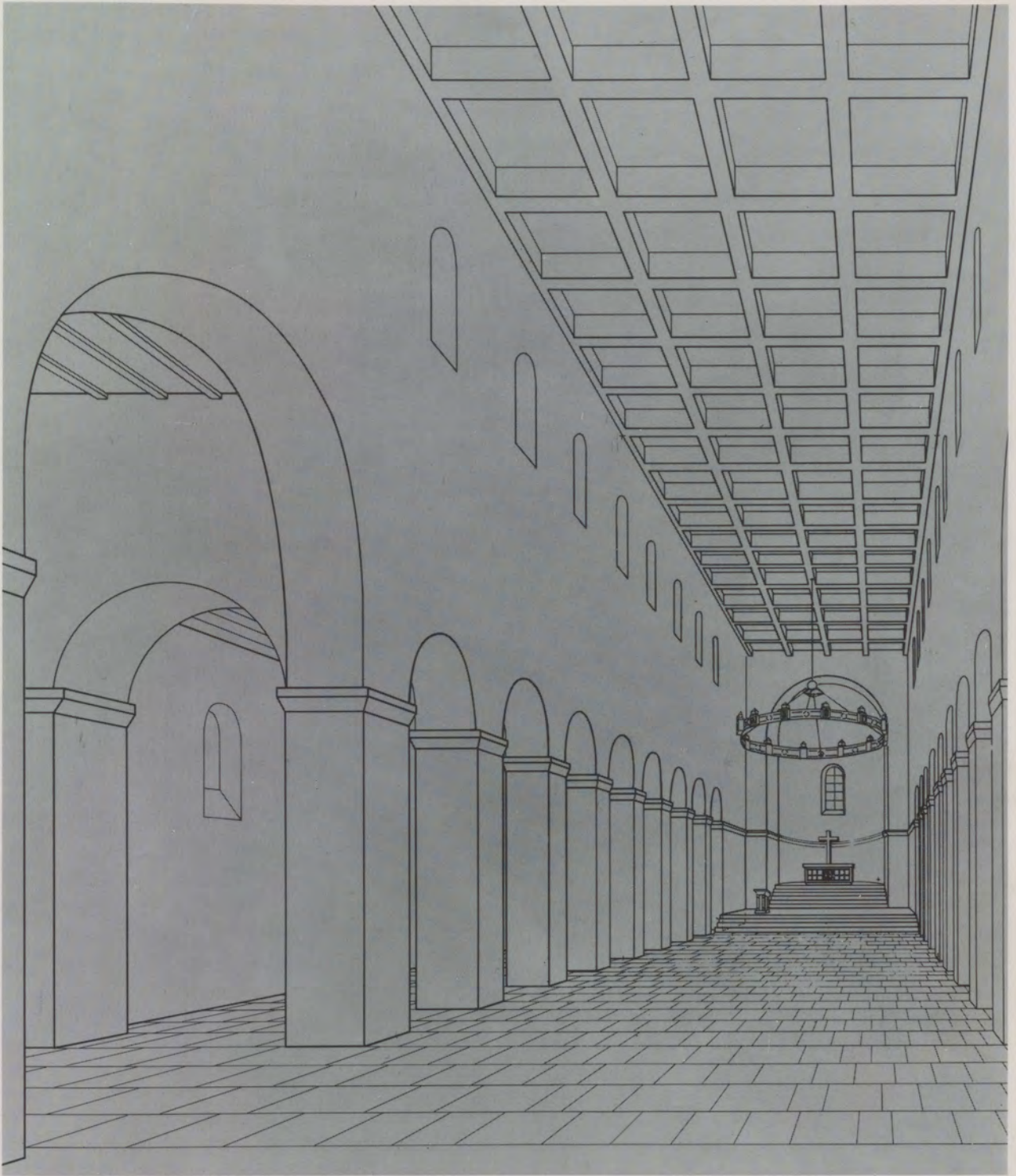


Abb. 6: Inneres der Großkumburg um 1100 (Rekonstruktion).

d. Hardt bei Dürkheim an der Weinstraße zeigt, woher Hirsau bauliche Anregungen aufnahm. Nun enthält St. Peter-Paul in Hirsau neben anderen eine wichtige Besonderheit, die Anlaß gab, von einer Hirsauer Bauschule zu sprechen. Sie besteht darin, daß Abt WILHELM zwischen das Vierungsquadrat und das Langhaus seiner Kirche ein Zwischenglied einschaltete, den «Chorus minor», über dessen

zwei Seitenräumen in Verlängerung der Seitenschiffe und vor dem Querhaus ein Turmpaar errichtet werden sollte. Das unterblieb ebenso wie der Bau eines Vierungsturmes. Anlaß für die Erfindung des Chorus minor war WILHELMS Absicht, einen besonderen Platz für die alten und kranken Mönche, die an dem Zeremoniell der Liturgie nicht mehr teilnehmen konnten, zu schaffen, um den Gottes-



Abb. 7: Inneres der Kleinkomburg.

dienst mit deren Anwesenheit zu aktivieren. Dargestellt wird der Chorus minor durch ein Pfeilerpaar in der Säulenflucht des Langhauses vor den Pfeilern des Vierungsquadrates, also der Durch-

dringung von Hauptschiff und Querhaus. Alle anderen Eigenarten dieser auch in ihren Abmessungen bedeutenden Kirche, die eine Reihe von Nachfolgebauten gefunden hat, waren entweder vorge-

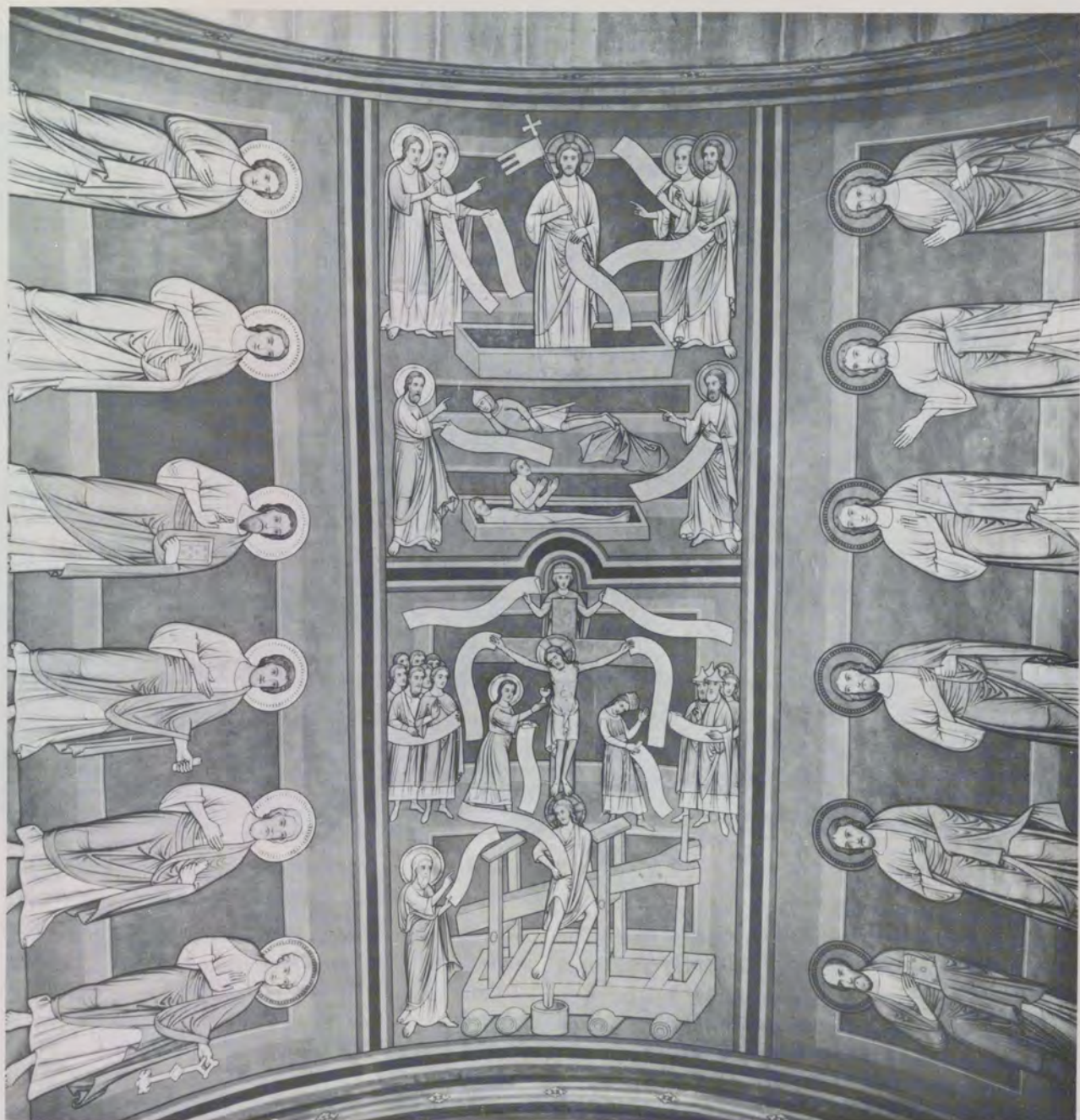


Abb. 8: Die Chorausmalung der Kleinkomburg.

sehen oder mehr von sekundärer Bedeutung. Wichtig war der Verzicht auf Türme. War er gewollt? Die beiden Türme der Vorkirche, von denen der sogenannte Eulenturm noch steht, sind dreißig Jahre nach WILHELMS Ableben erbaut worden und haben mit seiner Bauplanung nichts mehr zu tun. Schließlich war der romanische Türmereichtum neben seinem ursprünglichen Sinngehalt als himmlisches Jerusalem auch ein Statusemblem der abendländischen Feudalgesellschaft im weltlichen und kirchlichen Bereich, und unterscheidet den mittelalterlichen Kirchenbau gerade darin von den turmlosen frühchristlichen Basiliken. So ist es wohl

denkbar, daß Abt Wilhelm mit dem Turmverzicht ein Bekenntnis, *sein* Bekenntnis zur Reform dadurch demonstrieren wollte, daß er den Turm, das Symbol der kaiserlichen und bischöflichen Kirche, betont verwarf.

Als Graf HEINRICH mit Herrn WIGNAND und Abt HERTWIG die *Kleinkomburg* in Angriff nahmen, schwebte ihnen bei ihrem starken Engagement für Hirsau sicherlich vor, im Sinne dieser Reform eine Prozessionskirche zu errichten – diente doch St. Aurelius nach Aufgabe des alten Klosters als eine solche für das neue Kloster Abt WILHELMS. Andererseits trat angesichts des allmählich sich abzeich-

- 9 Auf Kleinkomburg fand 1265 eine Kirchweihe mit Markt statt. Es ist in vorreformatorischer Zeit jedoch kein Fall bekannt, demzufolge eine aufgegebene Klosterkirche als Wallfahrtskirche gedient hätte.

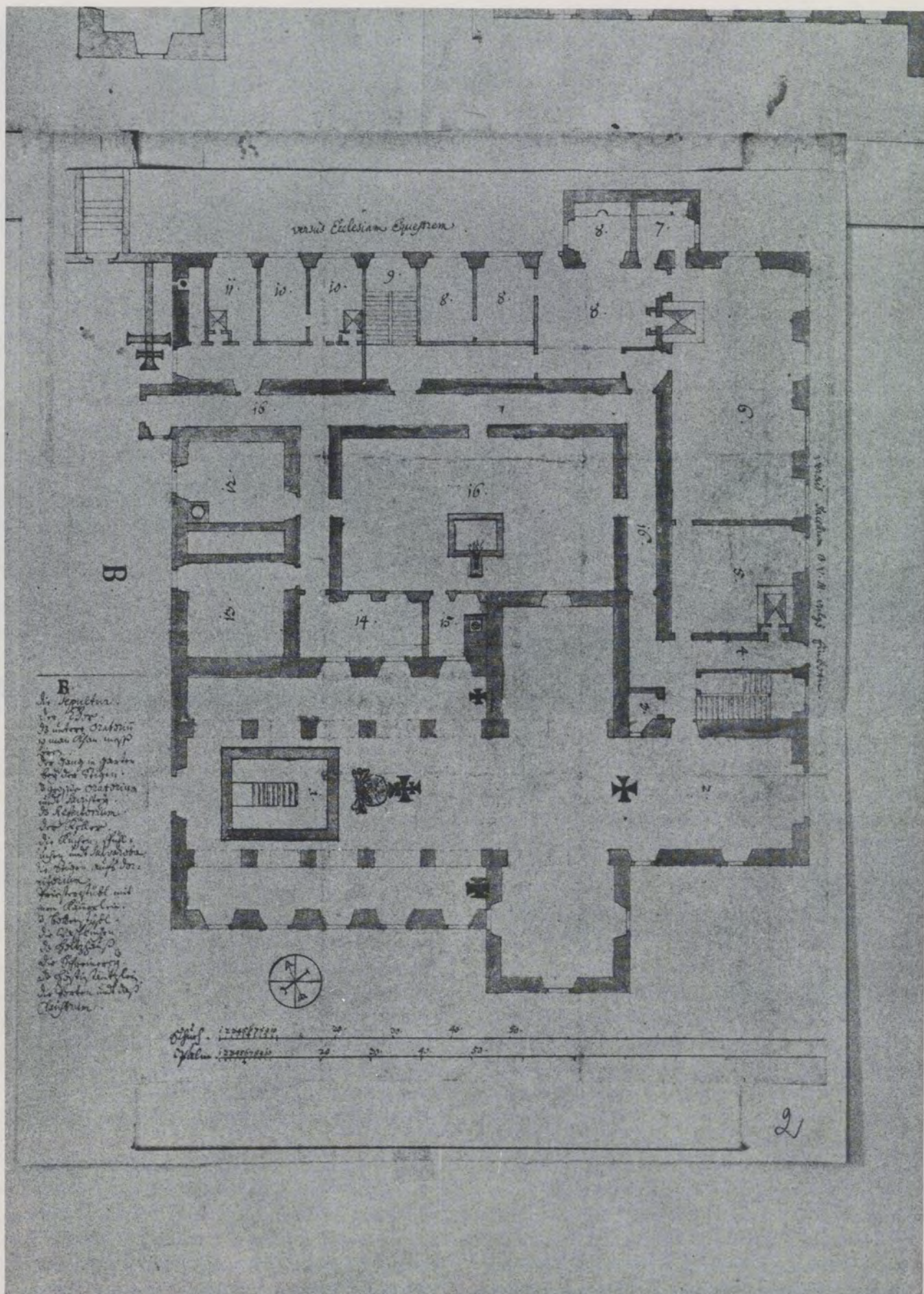
St. Ägidius wiederholt das ottonische Schema gleichermaßen wie es schon St. Aurelius übernommen hatte: Vierungsquadrat, Chorquadrat mit Hauptapsis und Querhausquadrate mit Seitenapsiden, hier jedoch alle Apsiden *gerade* geschlossen. Vor dieses «sächsische Ostwerk» legte sich die dreischiffige Säulenbasilika mit 3 Säulen- und einem Pfeilerpaar vor das Vierungsquadrat, damit also den «Chorus minor» anzeigend. Als Reformgedanke wäre zwar Turmlosigkeit anzunehmen, aber ein Vierungsturm trotzdem wie bei St. Aurelius denkbar; ein größerer Dachreiter aus späterer Zeit ist jedenfalls gesichert. Höchst beachtenswert sind zwei Momente, die St. Ägidius vor anderen Kirchen ihrer Gattung herausheben. Es ist nicht nur das Bauwerk selbst, das eine im wörtlichen Sinne wohlgelungene Komposition der beiden Hirsauer Modelle darstellt, es ist das kompositorische Prinzip einerseits, das dem Bau zugrunde liegt, und es ist die originelle Chorausmalung andererseits, die einmalig in der deutschen Kunstgeschichte dasteht.

In der ausgebildeten Romanik spielt vornehmlich bei der sakralen Grundrißgestaltung das Quadrat eine dominierende Rolle: der *quadratische Schematismus* war die konsequente Anwendung dieses Verfahrens. Aber auch das Dreieck und der Kreis werden zur Findung angenehmer Proportionen herangezogen. Soweit sich St. Nikolaus rekonstruieren läßt, sind auch hier einige Maßverhältnisse spürbar; beispielsweise hatte der Querschnitt des Hauptschiffes das Verhältnis 1:1,73 nach Breite und Höhe. Auch St. Ägidius benutzt das Verhältnis 1:1,73, das sich aus der Halbierung eines gleichseitigen Dreiecks, Symbol der göttlichen Dreieinigkeit, ergibt, in geradezu verschwenderischer Fülle. Man muß die Pläne zur Hand nehmen, um den vielfältigen Beziehungen von Quadrat und Dreieck nachspüren zu können (Abb. 3), dann wird offenbar, daß hier ein überlegener Geist am Werk war und ein Bauwerk schuf, das in dieser Hinsicht kaum seinesgleichen hat. Tatsächlich sind die mit diesem Verfahren gewonnenen Raumverhältnisse außerordentlich schön, nicht minder die Abwicklungen der inneren und äußeren Wandflächen. Das gleichseitige Dreieck als kompositorische Bemessungsgrundlage findet sich auch auf Komburg des öfteren wieder, so bei der Michaelskapelle, bei dem Kronleuchter und Antependium sowie auch bei den

Stuckornamenten des Ostchores. Aus dieser stilistischen Koinzidenz darf auf das Wirken *eines* Mannes geschlossen werden, eben des Abtes HERTWIG. Die Chorausmalung der St.-Ägidius-Kirche ist ein Dokument ersten Ranges, auch wenn sie um 1880 durch eine ebenso wohlgemeinte und technisch gekonnte wie denkmalpflegerisch verfehlte Restaurierung verfälscht wurde (Abb. 8). Dabei sind die Seitenwände des Chorquadrates und sein Tonnengewölbe wie auch die Konche jeweils in drei Zonen klar aufgeteilt. Dargestellt sind in Lebensgröße 28 Apostel, Propheten und Heilige, alle mit Nimbus versehen, jedoch nur in Einzelfällen bestimmbar. Identifiziert werden können lediglich Papst GREGOR der Große und der Apostel PETRUS.

In der Apsis-Kalotte steht CHRISTUS in der Mandorla, von den vier Evangelistensymbolen eingerahmt. Etwa das untere Drittel des Gesamtraumes ist mit Teppichdrapierungen ausgemalt. Bemerkenswert ist der darüber befindliche Fries in der Konche: ein Mäanderband mit Brustbildern von Engeln und Kriegerern, die alle der Nimbus schmückt. An entsprechender Stelle ist im Presbyterium ein Diamantfries angebracht. Höchst bedeutsam und originell aber ist das Fresko im Scheitel der Längszone. Dieses hälftig unterteilte Mittelfeld enthält vier Szenen folgenden Inhaltes:

- 1 *Christus in der Kelter*. Das Thema basiert vornehmlich auf Jesaias 61,1 ff. sowie auf Apok. 19,15 und ist hier erstmalig im deutschen Kunstraum dargestellt. Es bedeutet, daß Christus in der Kelter sieghaft seine Widersacher wie ein Keltertreter zerstampft. Im späteren Mittelalter kommt mehr der Opfergedanke Christi zum Ausdruck.
- 2 *Christus am Kreuz*. Das Thema ist in dieser Fassung ungewöhnlich und einmalig. Nicht MARIA und JOHANNES umstehen den Kruzifixus, sondern je eine Frauenfigur mit kleinem Gefolge: links die Ecclesia, rechts vom Betrachter die Synagoge als Symbole des Alten und Neuen Testaments. Über und hinter dem Kreuz steht eine Figur ohne Nimbus, deren Kopf ein Stirnband trägt. Für diese rätselhafte Darstellung hat sich keine befriedigende Erklärung finden lassen.
- 3 *Grabszene*. Das Thema ist besonders merkwürdig. Im offenen Sarkophag befinden sich liegend eine Frau und daneben aufgerichtet mit bittender Gebärde ein Mann, beide unbekleidet. Rechts und links von dieser Grabszene steht je eine Gestalt, die in der einen Hand ein Spruchband hält und mit der anderen Hand auf die darüber befindliche Auferstehungsszene weist. Der Verfasser meint,



daß sich hier das Stifterpaar verewigen wollte, um als letztes seines Geschlechtes von dieser Welt Abschied zu nehmen in Erwartung seiner himmlischen Auferstehung.

- 4 *Auferstehung*. Dieses Thema wurde hier ebenso ungewöhnlich und einmalig gefaßt wie die drei anderen Episoden. Der in stehender Haltung auferstandene Christus im Sarkophag als Überwinder des Kreuzestodes kommt sonst nicht vor; üblich ist bekanntermaßen die Darstellung des offenen Grabes mit einem Engel als Grabeshüter.

Zu diesem Bilderzyklus wäre noch zu bemerken, daß auch die *Grabszene* für die Annahme herangezogen werden könnte, daß St. Ägidius nicht als Klosterkirche, sondern als Hauskirche im Sinne einer Votivkirche geplant war. So stellt sich St. Ägidius dar als wohlgelungene Synthese seiner Hirsauer Vorbilder St. Aurelius und St. Peter-Paul: ottonische Herrschaftskirche der Grafen von CALW in memoriam für die Grafen von KOMBURG einerseits und cluniazensische Reformkirche des Abtes WILHELM für die Ziele von Hirsau andererseits.

Jahrhunderte gingen durch das Land und zeichneten ihre Spuren auf den Komburgen. Nach Umwandlung in ein Ritterstift zog unter ERASMUS NEUSTETTER (1551–1594) die Renaissance ein mit verschiedenen Gebäuden und der gotisierenden Ringmauer, die der ganzen Bauanlage den Charakter einer Gottesburg gibt. In diesen Zeiten ereignete sich auf Kleinkomburg nichts, das besonderer Erwähnung bedürfte. Aber um 1700 änderte sich das Bild. Beide Komburgen erhielten damals das Gesicht, das sie heute dem Betrachter zeigen. 1684 wurden die Kapuziner herangezogen, um die Gegenreformation in diesem konfessionellen Mischgebiet zu intensivieren. Sie installierten auf Kleinkomburg eine Außenstelle, ein Hospiz, wobei sie St. Ägidius schonend modernisierten. Unter Dekan ULRICH VON GUTTENBERG (1707–1736) wurde von JOSEF GREISING nicht nur die neue Stiftskirche erbaut, sondern auch auf Kleinkomburg nach Abbruch der mittelalterlichen Gebäude ein reguläres *Kapuzinerkloster* errichtet (Abb. 10).

Im Zuge der *Säkularisation* gingen beide Komburgen 1803 an die Krone Württemberg und fanden seither unterschiedliche Verwendung. Auf Großkomburg wurde übrigens 1808 Prinz HEINRICH, der Vater des letzten württembergischen Königs WILHELMS II. geboren. 1877 wurde die Kleinkomburg zu einer Außenstelle der Strafanstalt Schwäbisch Hall umgewandelt. Großkomburg erhielt 1927 eine Volkshochschule und 1947 eine Staatl. Akademie für Lehrerbildung. Seit 1962 werden beide Komburgen

durchgreifend restauriert und ausgebaut. Die Arbeiten auf der Kleinkomburg sind 1972 abgeschlossen worden, die der Großkomburg sind noch im Gange. Beide Komburgen verfügen künftig mit der gleichaltrigen und gleichzeitig restaurierten Gemeindekirche St. Johann von Steinbach, der Gemeinde, die zu ihren Füßen liegt, sowie der modernen evangelischen Kirche über ein voll aufeinander abgestimmtes Geläute mit zusammen 15 alten und neuen Glocken.

Wir stehen in Bälde vor der 900-Jahr-Feier des ehemaligen Klosters Komburg. In ihrem historischen Ablauf teilt die Komburg in ihrer Weise das typische Schicksal der meisten deutschen Klosteranlagen. Nach über 150jähriger Blütezeit im hohen Mittelalter bis zum Ende der Hohenstaufen folgten Jahrhunderte des Verfalls. Die feudalen Benediktiner wurden in ihrer Bedeutung ebenso durch die Bettelorden verdrängt wie es die adlige Gesellschaft durch das städtische Bürgertum wurde. Mit dem Eintritt in die Neuzeit um 1500 wird der Anschluß durch Reformen und verstärkte Bautätigkeit gesucht, gelingt aber nur selten. Es sind die Reformen von Bursfeld, Kastl, Melk, deren Bemühungen durch die Reformation schwer angeschlagen werden. Hier auf Komburg war man diesen Reformen gegenüber abgeneigt, man ging schließlich einen anderen Weg, um aus den mißlichen Verhältnissen des 15. Jahrhunderts herauszukommen. Durch die Umwandlung in ein Chorherrenstift wurde aus dem monastischen Dasein benediktinischer Selbstheiligung eine wirtschaftlich abgesicherte Gemeinschaft geistlicher Herren und Diener eines repräsentativen Gotteshauses.

Den Dreißigjährigen Krieg überstanden die Komburgen ohne Schaden.

Die Gegenreformation brachte anschließend neue und starke Impulse des religiösen Lebens. Um 1700, nach den siegreichen Türkenkriegen, setzte vielerorten eine umfassende Bautätigkeit ein, an derem Rande auch die Komburgen teil hatten. Die unvollendete Neue Dekanei mit ihrem Anschlußmauerwerk des Mittelrisalites legt zwar die Vermutung nahe, daß eine großzügige Barockanlage ins Auge gefaßt war – so wäre wie in Melk an der Donau eine repräsentative Terrasse gegen das Kochertal hin denkbar – aber bisher ist nichts bekannt geworden, was auf eine Generalplanung hinweist.

Und dann erging es den Komburgen, wie es all den großartigen Bauanlagen des Barockzeitalters in Deutschland erging. Zumeist noch unvollendet wurden sie säkularisiert und profaniert. Die Stätten hoher Geistigkeit und Repräsentanz abendländi-



scher Kultur wurden Zuchthäuser und Irrenanstalten. Allerdings, und das darf man nicht übersehen, entgingen sie damit jenem sinnlosen Abbruch, wie ihn die Französische Revolution in schändlicher Weise und in großem Umfang vollzog.

Schließlich sei noch auf eine Eigenart hingewiesen, die die Kirchenfamilie der Komburgen charakterisiert. Die Komburgen, dieses herrliche Bilderbuch durch die deutsche Kunstgeschichte, waren nie progressiv. Von ihnen gingen keine Impulse aus. Sie waren rezeptiv und sozusagen immer etwas «altmodisch». Die romanische Klosterkirche und St. Ägidius auf Kleinkomburg waren Epigonen. Die gotisierende Klostermauer wurde zu einer Zeit in mittelalterlicher Weise erbaut, als Bastionen schon längst in Gebrauch waren. Die Stiftskirche GREISINGs ist in ihrer Disposition eine gotische Hallenkirche, und das barocke Maßwerk ihrer hohen zweiteiligen «gotischen» Fenster war dazumal schon restlos überholt.

Während der Instandsetzungsarbeiten, deren Umfang vor zehn Jahren noch nicht abgeschätzt werden konnte, wurde an unzugänglicher Stelle eines Turmhelmes eine Urkunde eingemauert, deren Text u. a. lautet:

*Der Finanzminister des Landes Baden-Württemberg, Dr. Hermann Müller stellte für die Arbeiten 6 Millionen Deutsche Mark zur Verfügung.
Die Planung und Ausführung hatte das Staatl. Hochbauamt I in Schwäbisch Hall:*

Oberregierungsbaurat	Eberhard Hause
Diplom-Ingenieur	Norbert Walter
	unter Mitarbeit von
Architekt Dr.-Ing.	Eduard Krüger
Architekt BDA	Rudolf Bühler
	sowie dem
Staatlichen Amt für Denkmalpflege.	

Möge die Comburg unter Gottes Schutz die Jahrhunderte überstehen und wieder ein machtvolles Reich in Ehre und Freiheit erleben wie in den Zeiten ihrer Erbauung unter den deutschen Kaisern und Königen des hohen Mittelalters.

E. Hause

Dem sei angefügt, daß diese Urkunde während der Instandsetzung der Turmhelme eingelegt wurde und daß sich die Gesamtkosten inzwischen auf ca. 10 Millionen DM belaufen.

Der Autor der vorliegenden Arbeit war Leiter des Staatlichen Hochbauamtes Schwäbisch Hall und hat vor kurzem seine Dissertation: «Die Geschichte der Kleinkomburg und das Bauen des Kapuzinerordens», Stuttgart 1974, 193 Seiten mit 45 Abbildungen, abgeschlossen. Klar werden die verschiedenen Baustufen der Kleinkomburg gegliedert. Die dreischiffige flachgedeckte Säulenbasilika, ein kombinierter Werkstein-Bruchstein-Massivbau ist St. Aurelius in Hirsau nachgebildet, dort ist die allgemeine Grundrißdisposition zu suchen. Von St. Peter und Paul in Hirsau sind wesentliche Elemente des Aufbaus in reduzierter Form übernommen worden. Hause spricht vom «salischen Bauempfinden», das er im Höhendrang des Innenraumes, der raumaufhellenden Anlage großer Fenster im Obergaden, der Verwendung eines Gebäudesockels, der Betonung der Chorphatie durch die Anordnung eines Vierungsturmes und in der sauberen Werkarbeit erkennt. Der Nachweis des «römischen Fußs» (pes monetalis) beweist, daß der Mönch, der den Riß der Kirche fertigte, genau die römischen Bauten gekannt haben muß. Über die Funktion dieser Kirche meint Hause, sie habe den Charakter einer Votiv-, Wallfahrts- oder Prozessionskirche gehabt, denn die eigentlichen Klosterbauelemente (Kapitelsaal oder Refektorium) fehlen. Die Annahme eines Frauenklosters auf der kleinen Komburg ist jetzt abzulehnen, da sich Chorus minor und das Fehlen einer Nonnenempore schwerlich damit vereinbaren lassen. Hause denkt mehr an einen «standesgemäßen Witwensitz» – eine These, die sicher im historischen Prüffeld noch zu untersuchen ist.

Ein neues, bisher unerschlossenes Gebiet betritt Hause mit der Darstellung der Kapuzinerbauten 1684 und folgende Jahre. Über die Bauten dieses Ordens existiert spärliche Literatur. Heute kann man sagen, daß die Kapuziner diesen Propstei- bzw. Prioratskirchentyp Hirsauer Prägung nach ihren Ordensvorschriften ausbauten. Hinter dem Hauptaltar wurde der Kapuzinerchor angebaut, ein einfacher rechteckiger und gewölbter Saal mit eingezogenem Chor war die Vorschrift. Das Kircheninnere wurde weiß getüncht und mit bescheidener Bauornamentik versehen. Die Durchsetzung dieser «Kapuzinisierung» brachte der Kleinkomburg – damals mit fünf Patres ein Missionszentrum des hällisch-limpurgischen Raumes – auch das vielleicht letzte Werk des Malers Johann Heinrich Schönfeld, das Altarblatt, das selbst schon als historische Quelle anzusprechen ist.